

Amédée Achard

Madame Rose Pierre de Villerglé

Zwei Liebesgeschichten



Amédée Achard

**Madame Rose
Pierre de Villerglé**

Zwei Liebesgeschichten

Aus dem Französischen
übersetzt von Anke Kleinewiese

AUTOR

Amédée Achard (19. April 1814 in Marseille - 25. März 1875 in Paris) war ein französischer Journalist und Schriftsteller. Nach einer Kaufmannslehre arbeitete er zunächst als Teilhaber eines landwirtschaftlichen Unternehmens in Algerien, kehrte dann nach Frankreich zurück und war in der Stadtverwaltung von Toulouse tätig. Seine Tätigkeit als Journalist begann er in Marseille. 1838 ging er nach Paris und schrieb dort für verschiedene Zeitschriften und Zeitungen. Ab 1843 arbeitete er überwiegend für den *Courrier Français*, häufig unter dem Pseudonym *Alceste*. Als Parteigänger des Bürgerkönigs blieb er lange dem französischen Adelsgeschlecht verbunden. Während der Februarrevolution 1848 wurde er politisch tätig und verfasste einige revolutionäre Schriften. Schon ab 1840 begann er seine schriftstellerische Arbeit mit zahlreichen Erzählungen, Romanen und Theaterstücken.

Inhaltsverzeichnis

Madame Rose

Pierre de Villerglé

Madame Rose

I

Unter den Dörfern, die Spiele der Laune und der Spekulation in der Umgebung von Paris errichtet haben, gibt es vielleicht keines, das schöner und freundlicher ist als das Dorf Maisons. Der Zeitgeist hat es ein wenig verwöhnt, indem er Gärten und kleine Häuser vervielfacht hat, aber er konnte weder die Schönheit der angrenzenden Seine zerstören, noch die königliche Majestät der umliegenden Avenuen. Lange von Bäumen gesäumte Alleen durchbrechen den Park in alle Richtungen und lassen hinter einer Gardine aus zitterndem Laub, Pavillons und Villen hervorscheinen, in denen der Luxus der Eigentümer, hauptsächlich Leute aus der Finanzwelt, Zeit für aufwendiges Suchen vergeudet hatte. Aber beim ersten Lufthauch des kalten Nordwindes verschwinden die kälteempfindlichen Hausherren aus diesen stolzen Häusern und man sieht niemanden mehr in Maisons, außer im Ort, wo einige Anwesen die Müßiggänger des Sommers verbergen.

Hingegen war eine dieser Villen gegen Ende November 184 ... noch bewohnt. Diese Villa lag im Freiland in den Ausläufern des Parks und des Ufers der Seine. Sie bestand aus einem einzigen Wohntrakt, der in der Mitte eines von kräftigen Hecken umschlossenen Gartens gebaut war. Ganz weiß und durchbrochen von Fenstern mit grünen

Fensterläden, war dieses Gebäude mit nur einem Stockwerk über dem Erdgeschoß gebaut. Es machte einen sauberen und offenen Eindruck und schien bestimmt zu sein als Wohnung für einen gut situierten Privatier, der durch den Einfluss seiner ländlichen Vorlieben in Maisons gehalten wurde. Der Garten, mit Gemüse und schlecht gedeihenden Obstbäumen bepflanzt, war in kleine Abschnitte aufgeteilt, Buchsbäume zeichneten die Umrisse. Eine Gartenlaube, eine Holzbank und einige noch junge Pappeln vervollständigten die Ausschmückung. Dieser kleine Landsitz war im Dorf unter dem Namen *Maison Blanche* bekannt.

Insgesamt hatte er sicher die Ausdehnung von einem halben Morgen, aber wenn der Eigentümer den Garten des *Maison Blanche* verließ, waren um ihn herum Spazierwege, welche die Beine eines Schülers ermüdet hätten. Eine große Wiese trennte es von der Seine. Der Park von Maisons mit seinem dichten Wald befand sich dort hinter einer Laube und weiter hinten, geschlossen durch eine große Mauer, die hinter einer Allee aus Ulmen und Linden verläuft, lag der Wald von Saint-Germain.

Der Hausherr des *Maison Blanche* war ein junger Mann, der so dreißig Jahre alt sein mochte und den man Georges de Francalin nannte. Das Personal des Hauses setzte sich zusammen aus einer alten Dienerin, die auf den Namen Pétronille antwortete und immer schimpfte, und einem alten, grau melierten Hausdiener namens Jacob, der niemals sprach und einem Jagdhund, einem Spaniel mit weißrotem Fell: jeder in Maisons kannte Tambour.

Welchen Grund konnte Georges de Francalin gehabt haben, seinen Aufenthalt in Maisons zu verlängern in einem Moment, wo jeder eifrig bemüht war, nach Paris zu kommen? Das war etwas, was niemand wusste. War es, um dem fiebrigen Aufruhr zu entfliehen, der ganz Frankreich

quälte? War er wie so viele andere nach den Ereignissen im Februar ruiniert worden? Hatte diese Zuflucht als Grund ein familiäres Unglück oder eine dieser frühlingshaften Krisen, die so viele Tränen fließen lässt und an die man sich später lächelnd erinnert? Jacob hätte es vielleicht sagen können, aber Jacob, das wissen wir ja bereits, sprach niemals. Georges war Ende April im Weißen Haus angekommen, gemeinsam mit Pétronille, Jacob und Tambour. Drei oder vier große, mit Büchern gefüllte Kisten waren ihm gefolgt. Er hatte ein Boot, ein Gewehr und Fischerhemden gekauft, diese ganze Ausrüstung für die Jagd und den Fischfang, ohne die einem die Tage auf dem Land recht lang erscheinen können, selbst die Wintertage und bald sah man im Holzschuppen einen Stapel Holz, genau richtig, um dem Schnee des Dezembers und dem Regen des Januars zu trotzen.

Man weiß, dass in Paris der Wechsel eines Wohnortes einem mehr unüberwindbare Hindernisse in den Weg legt, als sie einst in der Erbfeindschaft zwischen den Familien Capulet und Montague bestanden. Aufs Land fahren bedeutete für Georges, ins Exil zu gehen. Allein zwei oder drei Freunde erinnerten sich daran, dass er in Maisons wohnte. Dort lebte er mit Tambour und plauderte mit seinen Büchern. Er hatte die regelmäßigsten Gewohnheiten der Welt, wusste nie am Vortag, was er am nächsten Tag tun würde. Er ging früh oder spät schlafen, je nach Wetterlage, den einen Tag mit der Sonne, den anderen Tag mit dem Mond. Wenn er mit der Absicht aufbrach, ein Buch zu lesen in einem Eckchen des Waldes, überraschte man ihn dabei, wie er mit dem unruhigen Eifer eines Schmugglers über die Seine ruderte. Er aß entweder zu Hause oder in einer Herberge, was Pétronille, um es mal nebenbei zu erwähnen, zur Verzweiflung brachte, die verpflichtet war, neben einem Kotelett auf ihn zu warten, das auf dem Grill immer schwärzer wurde. Niemand war aktiver oder fauler. Er

durchkämmte das Land wie ein Jäger oder verblieb gespannt im Gras wie ein Müßiggänger, aber fast immer war Tambour an seiner Seite. Man muss jedoch sagen, dass Tambour, außer an Tagen der Jagd, ein wenig die Sitten eines Vagabunden hatte. Er wohnte nur an Regentagen in der Unterkunft und kam nur zum Essen. Den Rest der Zeit verwendete er damit, in alle Richtungen zu laufen, alle Türen aufzustoßen und sich um Angelegenheiten anderer zu kümmern, mit einer Indiskretion, die weder Ermahnung noch Abfuhr fürchtete. Sobald man irgendwo ein fuchsfarbenes Maul auftauchen sah, rief man: „Tambour schon wieder!“ Er verschenkte hier einen Blick und dort einen Biss, spielte mit den Kindern, erschreckte die Hühner, ließ sich von der Köchin knuddeln und verschwand wieder.

Es war also, das wissen wir bereits, gegen Ende November. Das Land hatte diese blassen und verschleierten Färbungen, die einem manchmal mehr gefallen als die lebendigen und fröhlichen Farben des Sommers.

Es waren beinahe keine Blätter mehr auf den Bäumen, bis auf die mit Zweigen gekrönten Eichen, welche die erste Kälte mit Rost bedeckt hatte. Die Sonne zeigte sich kaum. Alle paar Minuten kreisten Schwärme von Raben am grauen Himmel und füllten den Raum mit ihren düsteren Schreien. Georges traf auf seinen Wegen nur den Briefträger, der damit beauftragt war, Briefe zu verteilen und Fischer, deren Bekanntschaft er gemacht hatte, aber diese Einsamkeit und diese Rauheit der Jahreszeit machten sie ihm wertvoller und vielleicht hätte er sie nie so lange und so häufig gehabt.

Eines Morgens ging Georges recht früh aus dem Haus, er trug sein Gewehr und durchquerte das Feld Richtung Seine. Die Jagd ist zu jeder Zeit im Park und in den dazu gehörigen Gebieten von Maisons verboten, aber die Jäger vergnügen sich damit, auf Zugvögel zu schießen, die zwischen die Sumpfpflanzen des Ufers niederstürzen oder die man in den

kleinen Buchten, die sich im Flussbett formen, aufspürt. Das war nicht die Absicht von Georges an jenem Tag. Er trug ein Gewehr, weil er dieses Gewehr gerade in der Hand hielt in dem Moment, in dem er das Weiße Haus verließ. Tambour sah sein Herrchen an und verstand an der Bewegung seiner Augen, dass er nicht gebraucht wurde. Fröhlich schwanzwedelnd war er weg auf der Suche nach einem gewissen Stier, dem er den Krieg erklärt hatte. Der Stier, der jung und gut aussah, hatte die Herausforderung angenommen und zeigte so viel Eifer, indem er um Tambour herumrannte, um ihn vor seine Hörner zu bekommen. Der Stier hob den Kopf an, witterte den Hund und lief im Galopp davon. Die beiden Gegner trafen sich auf halben Weg und der Kampf auf der Weide begann erneut.

Georges ließ den Spaniel sich mit dem Stier auseinandersetzen und erreichte bald die Ufer der Seine.

Zwei Raben, die mit ihren Schnäbeln Gräser zupften und Futter suchten, verschwanden aus seinem Blick. Georges legte sein Gewehr an und feuerte ab. Die beiden Raben schlugen mit den Flügeln und erhoben sich in den Himmel. „Zum Teufel mit den Vögeln! Immer verfehle ich sie!“, schimpfte Georges und stampfte mit dem Fuß.

Ein Schwarm Raben erhob sich am Ufer durch den Lärm dieser doppelten Detonation und flatterte in alle Richtungen. Einige flogen über Georges Kopf hin und her, andere flohen flügelschlagend Richtung Wald. Andere wiederum, die kühnsten und jüngsten, stürzten sich auf die Weide und hüpfen hier und dorthin. Monsieur de Francalin lud erneut sein Gewehr und folgte ihnen, aber die wachsamen Vögel entfernten sich bald, und was er immer auch unternahm, er konnte keinen erwischen. Der Jäger blieb hartnäckig und als er bemerkte, dass die Raben bald den Fluss überqueren würden, dachte er sich, dass er im Boot mehr Glück hätte.

Er lief auf eine Art Einbuchtung zu, welche die Seine im Sand ausgehöhlt hatte und die durch eine Landzunge vor Wirbeln geschützt war. Ein hübsches kleines Boot, schwarz lackiert mit einem weißen Streifen trieb dort, dessen Bug mit einer Kette an den Wurzeln einer Weide befestigt war. Der Name des Bootes, *Tortue*, war in schönen roten Buchstaben am Heck neben dem Ruder geschrieben. Georges öffnete das Vorhängeschloss, sprang in das Boot und trieb es in den Strom. Trotz ihres Namens („tortue = Schildkröte - Anm. d. Übers.“) schoss die *Tortue* wie ein Blitz durch das Wasser, und mit kräftigem Anstoß der Ruder erreichte das Boot bald die Mitte des Stromes, der es in Richtung des bewaldeten Vorsprungs trieb und der den Park von Maisons von dem Ort Saint-Germain trennte.

Während er ruderte, hörte Georges das Geräusch eines Körpers, der ins Wasser fiel. Es war Tambour, den der Lärm der Gewehrkugeln an den Fluss gelockt hatte und der gerade tapfer angefangen hatte, zu schwimmen, um das Boot zu erreichen. Sein Herrchen wartete auf ihn, hob ihn flink hoch und führte seinen Weg fort, wobei er die Raben im Blick behielt, die über beiden Ufern flatterten.

Ein leichter Nebel, der seit dem Morgen über den Boden kroch, verschwand in diesem Moment und ein klarer Sonnenstrahl erfreute das Land. Auf der Höhe von Herblay ließ Georges die *Tortue* über die Strömung des Wassers gleiten und hockte wie ein Fischer, der seine Netze auslegt, auf der Hinterbank und wartete mit dem Gewehr in der Hand, dass ein Vogel in seiner Reichweite vorbeizog. Tambour, der am anderen Ende des Bootes saß, imitierte weise die völlige Unbeweglichkeit seines Herrn. Er schlotterte, aber manchmal sah man, wie seine Schwanzspitze wedelte.

Die List von Monsieur de Francalin ging auf. Bald kam ein gewaltiger Rabe und flog über das Boot hinweg. Der Jäger

legte an und gab Feuer. Beim ersten Schuss flog der Rabe davon, beim zweiten drehte er sich um sich selbst, streifte das Wasser mit den Spitzen seiner schwarzen Flügel und fiel einige Meter vom Ufer entfernt ins Gras.

„Endlich!“, rief Monsieur de Francalin.

Als er sich aufrichtete, um die Stelle zu erkennen, an der der Vogel abgestürzt war, hörte er ein Schreien aus der Richtung von Herblay. Er drehte den Kopf und entdeckte ein Kind, das in den Fluss gerutscht war und sich am Ende eines Seils festklammerte, das längs eines Bootes gespannt war. Ein kleines Mädchen beugte sich über den Rand dieses Bootes, bemüht, seinen Kameraden hochzuziehen und rief mit aller Kraft um Hilfe.

„Sie sind gemeint!“, schrie ein Mann, dessen Boot flussabwärts am Ufer der Ortschaft Frette lag.

Monsieur de Francalin sprang auf, griff nach den Rudern und ließ die *Tortue* wenden. Das Wasser schoss am Bug empor, alle Augenblicke drehte er den Kopf, um zu sehen, welche Entfernung ihn noch von den Kindern trennte.

„Halte durch!“, rief er, „halte durch, Kleine!“

Er war nur noch ein paar Züge vom Boot entfernt, als die Hände des Kindes, die von Ermüdung und Kälte ganz steif waren, losließen. Das kleine Mädchen beugte sich plötzlich vor, als sie ihn verschwinden sah, und ging über Bord. Der Strom nahm alle beide und trug sie fort. Georges ließ die Ruder los und stürzte sich in den Fluss, nachdem er seine Jacke ausgezogen hatte. Tambour sprang hinterher.

Nach vier Zügen hatte der Jäger das kleine Mädchen erreicht, das von seinen dicken Wollunterröcken an der Wasseroberfläche gehalten wurde. Er packte sie energisch mit dem Arm und während er mit einer Hand schwamm, setzte er sie auf den Rand des Bootes. „Bleib ganz ruhig,“ sagte er, ging zurück ins Wasser und suchte überall. Man

sah nichts auf der Oberfläche des Flusses, die nur hier und da von einem Windhauch gestreift wurde.

„Such! Such!“, schrie Georges Tambour zu, der an seiner Seite schwamm.

Ein leichtes Blubbern, das er aus einiger Entfernung auf dem Wasser sah, zeigte ihm die Stelle, an der der kleine Junge untergegangen war. Er nahm alle Kraft zusammen, aber schon hatte Tambour ihn überholt, der plötzlich tauchte und bald mit dem Zipfel einer Jacke im Maul wiederauftauchte. Zwei regungslose Beine und zwei bewegungslose Arme hingen an den Seiten seines Mauls. Georges griff nach dem Kind und hob es aus dem Fluss, aber Tambour ließ nicht los und so erreichten beide das Ufer, wo Retter und Gerettete das kleine Mädchen fanden, das hemmungslos weinte. „Oh, mein Gott!“, sagte sie, „nun sind meine Röcke verloren! ... Mama wird mich schlagen!“ Georges stand verlegen zwischen den beiden Kindern, von denen das eine schluchzte, während das andere kein Lebenszeichen von sich gab. „Es ist alles gut!“, sagte er zu dem kleinen Mädchen, „man wird dir andere Röcke geben. Nun geh vor und führe uns zu Deiner Mutter.“

Aber während er sprach, näherte sich der Mann im Boot und sprang auf den Sand. „Ah!“, sagte er, „das sind die Kinder von Thibaude,... sie wird das schon in Ordnung bringen, die gute Frau!“ Er hob das Kind hoch, das Georges trockengerieben hatte.

„Gut!“, sagte er, „das Herz schlägt, er ist mit dem Schrecken davongekommen.“

„Natürlich! Canada?“, sagte Georges.

„So ist es! Da, er atmet schon. Fügen Sie nun zu der Angst noch einen Schnupfen hinzu, wenn Sie wollen, und das wird alles sein.“

Der Fischer zog dem Kind die vom Wasser durchnässte Kleidung aus und hüllte es in einen Mantel aus dicker Wolle.

„Er darf nicht abkühlen,“, sagte er. „Wenn mein Mantel darunter leidet, wird man eine Regelung finden und nun aber los, ... ich kümmere mich um den Jungen, folgen Sie dem Mädchen ... Sie erscheinen mir ein wenig blass, der Wind hier tut Ihnen nicht gut.“

In der Tat zitterte Monsieur de Francalin. Das Wasser, das an seiner Kleidung herunterlief, war eiskalt und der Wind verstärkte den Eindruck von Kälte. Er antwortete nicht und begann, zügig zu gehen. Was Tambour betraf, dessen Hundestinstinkt eine gute Wahrnehmung bewiesen hatte, lief er mit großen Sprüngen vorweg und steckte seine neugierige Nase in alle Büsche.

Nach etwas hundert Schritten blieb das kleine Mädchen plötzlich stehen: „Da ist Mama!“, schrie sie. Zitternd flüchtete sie sich zwischen die Beine von Monsieur de Francalin. Eine Gruppe von Frauen und Kindern, ihnen voran eine Bäuerin mit rotem Rock, erschien in der Mitte des Weges. Alle Frauen sprachen gleichzeitig, nur diejenige, die vorne lief, blieb stumm. Die Kinder machten viel Lärm. „Es ist nichts, Mama, es ist nichts! Er ist am Leben!“, schrie die Kleine. Thibaude schob sie mit der Hand beiseite und stürzte sich auf den kleinen Jungen wie eine Wölfin.

„Es stimmte also, was mir die Tochter von Claude erzählt hat!“, schrie sie ... „Jacques ist ins Wasser gefallen.“

„Nun ja,“antwortete Canada, „und er ist nicht daran gestorben!“

Thibaude hatte nur Augen für den kleinen Jungen und drehte ihn in alle Richtungen. Die Gewalt der mütterlichen Küsse und die Wärme des dicken Mantels gaben dem Kind das Leben zurück, es öffnete die Augen und fing an zu weinen. Seine Mutter, die so weiß wie ein Leichentuch war,

wurde rot wie ihr Unterrock. Sie warf ihn abrupt auf ihre Knie und verpasste ihm ein halbes Dutzend kräftiger Schläge, die auf der nackten Haut dröhnten.

„Das ist die Lehre dafür, in den Fluss zu fallen, böser Bengel!“, rief sie.

Der kleine Jacques weinte nicht mehr, er schrie.

„Und Du, was hast Du in dem Boot gemacht?“, setzte Thibaude fort, während sie mit dem Blick ihre Tochter suchte, aber das kleine Mädchen blieb zusammengekauert zwischen den Knien von Monsieur de Francalin und hütete sich, näher zu kommen.

„Mein Gott, sie hat gespielt,“, antwortete Canada ... „Wollen Sie jetzt die Kinder am Spielen hindern? ... Die laufen einem Stück Holz hinterher, das im Fluss verschwindet, die wollen angeln mit Stöcken, sie sind jung, sie sind leichtsinnig und fallen ins Wasser. Das ist mir schon zehnmal passiert ...“

„Mit Ihnen sprechen wir nicht,“, sagte Thibaude.

„Man spricht nicht mit mir, aber ich antworte ... Ich denke, Sie täten gut daran, dem Herrn hier zu danken und den treuen Hund zu streicheln, ohne den Sie nicht das Glück gehabt hätten, Ihr Kind wiederzusehen.“ Thibaude, ein wenig verwirrt, drehte sich zu Monsieur de Francalin. Sie hatte Tränen in den Augen.

„Sie sind das also, Monsieur!“, sagte sie, „traute ich mich, würde ich Sie von ganzem Herzen umarmen.“

„An mir soll es nicht liegen, umarmen wir uns,“, antwortete Georges, während er den Worten Taten folgen ließ, „und nun, wo wir gute Freunde sind, lassen Sie mich um Gnade für das kleine Mädchen bitten, das große Angst hat, ausgeschimpft zu werden.“

„Das hat sie wohl verdient ... Immer in den Booten! Schauen Sie doch, wie sie aussieht.“

„Oh, das ist meine Sache!“, erwiderte Georges ... „Ich habe versprochen, ihr beim Wechseln der Röcke zu helfen und hier ist das Geld dafür.“

Er zog einen Louis aus der Tasche seiner Weste, aber als er ihn ihr gab, wurde er blass und lehnte sich gegen einen Baum. Es schien ihm, als drehte sich alles um ihn herum.

„Verdammt! Haben Sie eine Ahnung, warum es Ihnen nicht gut geht?“ ,fragte Canada.

„Mir ist kalt“, antwortete Georges.

In diesem Moment näherte sich eine Frau der Gruppe, die man zuvor noch nicht gesehen hatte. Sie trug ein schlichtes schwarzes Kleid und darüber einen Stoffmantel.

„Oh, das ist Madame Rose!“, schrie das kleine Mädchen und ohne darauf zu achten, dass sie durchnässt war, lief sie auf die Frau im schwarzen Kleid zu und warf sich ihr in die Arme.

„Ist ihrem Bruder etwas zugestoßen?“, fragte Madame Rose Thibaude.

„Oh, nein Madame, hier ist er und dort ist der Monsieur, der ihn aus dem Wasser gezogen hat.“

Madame Rose sah Monsieur de Francalin an. Georges wollte grüßen, aber er taumelte. Eine Wolke zog vor seinen Augen vorbei und er stürzte an den Fuß des Baumes. Als er wieder zu sich kam, saß Monsieur de Francalin in einem großen Sessel vor einem schönen Feuer. Es schien ihm, als hätten seine Gliedmaßen ihre Elastizität und Wärme wiedergefunden. Canada stand vor ihm und hielt in der Hand ein mit Brantwein getränktes Stück Flanell, mit dem er ihn kräftig einrieb.

„Wo sind wir?“, fragte Georges, während sich sein Blick zu allen Seiten richtete.

„Ist doch klar! Sie sind nicht bei mir! Man müsste schon in vielen Häusern suchen, um so schöne Möbel zu finden und so schöne Standuhren mit goldenen Zeigern! ... In ganz Herblay gibt es nicht zwei davon. Und wie das klingt!... nicht war? Man könnte sagen, wie eine Glocke.“

„Es ist Mittag!“, rief Georges. „Oh!... Pétronille wird auf mich warten!“

Er machte eine Bewegung. Die Decke, in die er eingehüllt war, öffnete sich und er bemerkte, dass seine Beine nackt waren.

„Nun!“, sagte Canada als Antwort auf die Blicke von Monsieur de Francalin, „wir mussten Sie von Kopf bis Fuß ausziehen! Haben Sie nicht bemerkt, dass Sie wie ein Fräulein in Ohnmacht gefallen sind? Seit nunmehr einer Stunde reibe ich Sie ein. Hier ist die Flasche und dort ist das Flanell. Die Flasche ist dabei drauf gegangen, ein Branntwein, der Tote aufweckt und den ich probiert habe, um es herauszufinden. Madame Rose feilscht nicht um Qualität.“

„Madame Rose? ... Die junge Frau in Schwarz? ... Bin ich zufällig bei ihr?“

„Nun, haben Sie nicht auf die Uhr geschaut? Kaum lagen Sie am Boden, wollte sie, dass man Sie in ihr Haus führt. Ich habe Sie auf meine Schultern genommen und bin erst stehen geblieben, nachdem ich Sie in diesen Sessel gesetzt habe. He, he! Die Küste ist steil. Das habe ich erst bemerkt, als ich bereits oben war.“

„Armer Canada! ... Aber ich kann nicht in diesem Aufzug bei Madame Rose bleiben, ... eine Decke und nichts darunter!“